

# „Rose Bernd“ - agfakoloriert

In Gerhart Hauptmanns Schauspiel ist die Gestalt des pietistischen Buchbinders August Keil, der Rose heiraten will, die barmherzigste. Er, der für ein so vitales Weibsstück wie die Rose nicht ausreicht, und der bei einem Streit mit dem Kranführer Streckmann, der hinter Rose her ist, ein Auge verliert, hält auch noch zu ihr, als sich herausstellt, daß sowohl der gebildete Herr Flamm als auch Streckmann es mit ihr hatten, ja, als halbwegs feststeht, daß Rose ihr Kind bei der Geburt umgebracht hat. Der Gendarm, der Rose Bernd mit aufs Amt nehmen will, meint zwar, das seien vielleicht nur Phantasien, August aber sagt: „Das seien keine Phantasien, Herr Wachtmeister. Das Mäd'el — was muß die gelitten han!“

Da ist noch eine zweite barmherzige Gestalt, Frau Flamm, die, den Freuden des Ehestandes durch den Rollstuhl seit neun Jahren entwöhnt, bei den Eskapaden ihres Mannes durch alle Finger sieht, nun aber im Fall der Rose Bernd auch noch den Bodenrest ihres Schicksals durchkosten muß. Roses Vater, bibelwortgläubig bis zur Sturheit, erweist sich als steinerne Wand für die strauchelnde Tochter; statt eines väterlichen Herzens hat er nur Vorwürfe. Und dann sind da die für Roses Leben entscheidenden beiden Männer: Flamm, wie gesagt, der sich von der gelähmten Gattin im Hause selbst zur Magd stiehlt, und Streckmann, dem es Rose so angetan hat, daß er andere Weiber darüber vergißt.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde auch die „Rose Bernd“ für den Film freigegeben. Der Film wird kein Stück Hauptmanns auslassen, wie er keinen Roman der Weltliteratur auslassen wird, denn er ist gefräßig und hat einen weiten Magen. Er hat, möchte man sagen, noch nie sich überfressen.

So war denn die „Rose Bernd“ — in Farben — dran. Und man hat einiges drangesetzt, eine Darstellerin wie Maria Schell für die Rose, einen Zugnamen wie Raf Vallone für den Kranführer, eine Käthe Gold für die Frau Flamm, einen Wolfgang Staudte als Regisseur. Letzterer schien für solch einen Stoff, der die sozialen Grundfesten des Bürgertums abfreißt, besonders geeignet, haben doch seine östlich und westlich des Eisernen Vorhangs gedrehten Filme das Motto „Was fallen will, das soll man auch noch stoßen“. Staudte ist ein „scharfer Regisseur“. Er versteht es, den sogenannten „Bildschnitt“ über seine filmtechnische Bedeutung hinaus zum grausamen Schnitt zu machen. Das wird sein Film „Der Untertan“ nach Heinrich Manns Roman demnächst beweisen. Sicher ist allerdings, daß Staudte seinem Charakter nach Heinrich Mann nähersteht

als Gerhart Hauptmann; letzterer dürfte für ihn eher zu unentschieden, zuweilen sogar zu larmoyant sein. Wie nun hat er sich mit Hauptmanns „Rose Bernd“ abgefunden?

Da hat er in der Besetzung des Films zunächst einmal einen Atout: Maria Schell für die Rose. Das hilft ihm über die Kardinalfrage hinweg. Sie kann sich so sehr ausspielen, ja austoben, daß das zentrale Licht der unentschiedenen, der Leidenschaft immer wieder unterliegenden und dann bockenden Magd diesem Film ein für allemal gegeben ist. Daneben wirkt Leopold Bibertis Flamm weich; eigentlich kaum geeignet, so ein Mädchen zu verführen. Glaubhafter wird der Reiz, zu unterliegen, schon bei Raf Vallones Streckmann, der den Muskelprotz trotz aller Entblößung noch mit einem letzten Spielraum von Zögern umgibt. Vater Bernd wird durch Arthur Wiesner in anklingender Holzschnittmanier dargestellt, und die „undankbare Rolle“ des August Keil spielt sich in ihrem Verlauf in der Gestaltung durch Hannes Messemer immer stärker und bleibender ins Gedächtnis. Dies, obwohl Staudte eine Szene mit Vater Bernd und August zu Beginn parodistisch so überdreht, daß Schadenfreude aufblitzt und die Szene ins Absurde abrutscht. Diese Gefahr zeigt sich noch ein anderes Mal bei einem Auftritt Flamms. Dann gibt es im Publikum unpassende Lacher.

Bedeutend ist Käthe Gold in ihrer Darstellung der Henriette Flamm. Ihre Fesselung an den Rollstuhl wird zum Ansatzpunkt bewegenden schauspielerischen Verhaltens.

Der Film ist als „besonders wertvoll“ prädikatisiert und als einziger für Cannes vorgesehen worden. Das vernimmt man mit einigem Erstaunen. Was also sind die besonderen Verdienste des Films?

Was die Farbe anbelangt, so hat man einen Farbdramaturgen, Herrn Eiseman, zu Rate gezogen. Das hat Früchte getragen, man notiert delikate Farbzusammenstellungen in Dekor und Kostüm. Hin und wieder sind diese Farben (bei der Nebenbuhlerin Roses oder bei den Maschinen) ins Symbolische vorgetrieben. Andererseits fragt man sich, ob dieses Drama der seelischen Verzweigung der Farbe bedurfte, ob nicht vielmehr die genauere Chromatik des Schwarzweiß besser gepaßt hätte. Ganz bestimmt nimmt die für den vulgären Anlaß manchmal allzu delikate wirkende Farbe zuweilen die Aufmerksamkeit vom „Eigent-

lichen“ (Seelischen) weg und lenkt sie auf andere Dinge.

Es ist möglich, daß bei einigen Filmexperimentalisten (siehe Lamorisse!) eine Kunst des Gestaltens aus der Farbe heraus erwächst. (Obwohl bei dem Film „Baby Doll“

Staudte dann den Zug sich so lange entfernen, daß ein „Ausdenken“ ermöglicht wird.

Im Rückblick präsentiert sich der Film wie ein Buch: naturalistischer Inhalt, nicht ganz unkünstlerliche Typen, aber zu schön gebunden.

Von der Schell wurde gesprochen. Ihr ungeheurer Erfolg auf der Leinwand präzisiert sich von Film zu Film genauer: Sie ist ein Irrwisch, tobt sich aus, überzieht sich und ein wenig den Zuschauer, und könnte für manchen ein Alb werden; ihre Hysterie steckt an. Trotzdem ist eine Wertung möglich wie diese nach der Düsseldorfer Aufführung:

Zwei Damen im Alter von etwa sechzig Jahren tauschen sich über das Gesehene aus: „Was die Schell in der Rolle leistet...!“ — „Kunststück, wenn man 100 000 Mark dafür kriegt!“ Man sollte solchen Gedankensprung zumindest bei alten Damen nicht erwarten.

Raf Vallone steht als einfach männliches Element neben der Schell. Er spricht nicht viel (und das noch synchronisiert), exhibiert aber, so wie die Partnerin, das Seelische, das Körperliche, hat Kraft, kann warten, verführt, indem er sich verführen läßt. Und sonderbar: Wenn die Schell sich dann hingibt, sei es dem glatten Flamm oder dem behaarten Streckmann (Biberti und Vallone), so hat sie im Grunde doch immer nur ihren Alleingang.

Staudte konnte in diesem Film nicht der kämpferischen, polemischen Aussage frönen. Er hatte keinen Heinrich Mann unter der Hand, sondern einen Gerhart Hauptmann, keinen Eiferer, sondern einen Schilderer. Das beraubt ihn gewisser aggressiver Möglichkeiten, obwohl er ein paarmal dazu ansetzt (wobei die Dinge komisch werden). Hier durfte er nur schildern und . . . was ihm nur bis zu einem gewissen Grade liegen kann . . . und er mußte ein „fertiges“ Wesen akzeptieren, die Schell.